

Martin Gross
Ein Winter in Jakushevsk
Roman

1. Auflage
© Copyright 2022 by
Verlag *Sol et Chant*, Letschin
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Umschlaggestaltung:
Verlag *Sol et Chant*
Coverfoto: © Martin Gross
Foto Umschlagklappe: Martin Gross (© Ulrich Niehoff)
Hergestellt in Polen
Druck: Sowa Sp. z o.o., Piaseczno
Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft

ISBN 978-3-949333-11-8

www.sol-et-chant.de

Leseprobe

Am Donnerstag (19.11.). Kurzer Einkauf mit der Studentin Irina. Ein kleines Geschäft ist gleich um die Ecke. Unterwegs, vor einem Institut oder einer Behörde, stoßen wir auf einen älteren Mann, der Schnee schippt. Er hat nicht nur einen Trampelpfad geschaffen, wie man ihn sonst auf den Gehwegen findet, sondern tatsächlich einen etwa zwei Meter breiten Weg. Dort arbeitet er mit seiner Schaufel und schippt den Schnee auf die Schneehaufen, die den Straßenrand säumen.

„Was verdient er wohl dabei?“ Irina versteht die Frage lediglich als beiläufige Bemerkung und murmelt ein „ja, ja“. Erst als ich vor dem Alten stehen bleibe, begreift sie, dass sie doch bitte tatsächlich eine so unbedeutende Frage an einen so unbedeutenden Menschen richten soll. Aber der Alte hat gegen ein kleines Gespräch nichts einzuwenden und hebt sein faltiges Gesicht. Nun ja, er verdient hier nichts, ist ja schon in Rente.

Während er dann eine Plastiktüte aus dem Schnee pickt und in einen Eimer wirft, hat Irina sich bereits einen halben Schritt abgewendet. Aber ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende, Irina wird schon noch ein bisschen übersetzen müssen. Zum Beispiel, dass dieser Mann früher Hausmeister war, hier an diesem Gebäude, das sich als kommunale Wohnbehörde entpuppt. Jetzt ist er aber wie gesagt schon Rentner.

– Die Rente? Ein paar hundert Rubel. Er bekommt sie immerhin einigermaßen regelmäßig. Bisher.

– Und wie oft kommt er noch hier vorbei? Er dreht die Hand in einer unbestimmten Geste: Ach, noch ziemlich oft, fast jeden Tag. Er macht ein bisschen Ordnung, setzt sich zu den Kollegen, plaudert ein wenig.

Das ist besser als zu Hause herumzusitzen. – Da kann ich ihm eigentlich nur „alles Gute“ wünschen.

–

Inzwischen habe ich mich an diese Stadt gewöhnt und habe mich auch an mein Zimmer gewöhnt, an den Farbgeruch und an das rostige Wasser, das jedes Mal aus dem Wasserhahn strömt in den ersten Sekunden, bevor es allmählich klarer wird.

Und ich habe mich daran gewöhnt, dass der Aufzug manchmal funktioniert und manchmal nicht. Es hängt dann ein Schild am Türgriff, das auch in kyrillischen Buchstaben leicht zu entziffern ist: „pemoht“ = „Remont“. Dann gehe ich eben zu Fuß, sind ja nur zwei Etagen.

–

Freitag, 20. November. Morgens komme ich ins Institut, werde beobachtet und begrüßt. Es ist jedes Mal ein Schritt in eine Mädchenwelt, der ich als erwachsener Fremdling gegenüberstehe.

Orlov, der Biologe, hat eine Notiz an den Lehrstuhl geschickt und den Termin für Montag bestätigt. Um 11:00 wird er mich abholen. Olga gefällt das gar nicht. Das ist eine heikle Sache. In der Stadt wird viel geredet. Ein paar Leute, vielleicht Oligarchen, ein Trust, eine Holding, irgend so etwas, die haben vor ein paar Jahren ein bankrotttes Industriegebiet gekauft und wollen bauen, eine Wohnanlage für ein paar hundert Wohnungen. Ein richtiges Nobelviertel mit Blick auf den Fluss, außerdem Geschäfte, Restaurants, Boutiquen, eine ganz große Sache.

– „Und wie kommen ein paar Leute oder Oligarchen an ein Baugebiet für ein paar hundert Wohnungen?“

– Olga: „Da fragst du lieber nicht so genau nach.“

Jedenfalls ist die Sache momentan erst einmal gestoppt wegen der Rubelkrise. Man weiß ja heute nicht, wie die Baukosten von morgen aussehen. Und wenn sie heute eine Wohnung für ein paar Millionen Rubel verkaufen, sind die Rubel morgen vielleicht nur noch die Hälfte wert.

– „Also Moment mal: ein paar Millionen Rubel, das wären ein paar hunderttausend DM? Wer hat denn so viel Geld für eine Wohnung?“

– „Ach, da gibt es mehr Leute, als du denkst.“

Das kann ich mir nicht vorstellen: ein paar hundert Wohnungen für Millionen Rubel. Dann gäbe es hier in der Region ja ein paar hundert ziemlich reiche Leute.

“Das ist Russland. Die Reichen sterben niemals aus. Wenn die Krise vorbei ist, wird das ein riesiges Geschäft, also halt‘ dich da lieber raus.“

–

Kurze Antwort auf Christians Frage: Wie fühlt man sich, in einer so abgelegenen Gegend – nicht nur fern von zuhause, sondern offenbar auch ziemlich entfernt von jeder anderen Stadt. Er habe nachgesehen: Die nächste Großstadt ist wohl Novosibirsk, das sind aber doch auch ein paar hundert Kilometer.

Also wie fühlt es sich an? Ehrlich gesagt: Ich realisiere es nicht. Es ist unwichtig. Und wenn ich doch einmal daran denke, dann ist Jakushevsk so etwas wie eine geschlossene Welt. Ringsum ein paar Kleinstädte und Dörfer, von denen ich bisher nur wenig gesehen habe, und ansonsten Wald. Einfach nur sehr viel Wald, ein paar Flüsse und Seen und Sümpfe. Man könnte sich vorstellen: Die große Welt dort draußen gibt es nicht mehr. Kein unangenehmer Gedanke. Unsere Welt hier ist gerade einmal so groß, dass Verstand und Sinne sie noch erfassen können.

Andererseits, wenn ich auf den Landkarten nachsehe oder auch nur TV-Bilder sehe (von Ländern, Leuten, Städten), ist es doch ein bisschen erschreckend: Ich bin hier so unerreichbar, so abgeschnitten, kann nicht einfach weglaufen. Das ist jetzt mein Platz. Die Welt und das Leben sind anderswo.

–

Sonntag. Ein kleiner Spaziergang durch die Stadt. Wieder fallen mir die überfüllten Busse auf, die sich durch die Straßen quälen. Und die Menschentrauben an den Haltestellen. Da ist zum Beispiel eine Frau, die nicht weiter in den Bus hineingelangt als bis aufs Trittbrett, die Türen schließen sich hinter ihr, aber ihre Tasche wird ihr aus den Händen gequetscht und fällt auf die Straße. Der Fahrer hat offenbar nichts bemerkt, fährt also noch ein Stück weiter, dann endlich hält er doch, die Frau steigt aus und läuft zurück, während der Bus wie im Zorn eine Qualmwolke ausstößt und sich entfernt.

–

Am Montag mit Dr. Orlov zum Industriegelände. Als Übersetzerin wird uns eine Dilja mitgegeben: viertes Studienjahr, nicht ganz so aufwendig gestylt wie die anderen Studentinnen, ein wenig verschlossen, vielleicht auch etwas älter. Stadtauswärts fahren wir für ein kurzes Stück durch eine Art Niemandsland, rechts unbestimmte Häuser, links die Umrisse großer Fabrikhallen. Es ist dunkel dort in den Hallen. Sind denn all diese Fabriken Pleite gegangen? Orlov weiß nichts Genaues. Noch weniger kann er sagen, was für Fabriken das gewesen sein könnten. Was wurde hier produziert? Über solche Dinge hat man nie gesprochen. Von manchen Fabriken kannte man nur eine Nummer: Dies hier ist die Fabrik Nr. 12 und das dort die Fabrik Nr. 16. Jetzt sind sie offenbar beide geschlossen.

Wir fahren noch ein kurzes Stück, biegen in einen zerfurchten Seitenweg, dann müssen wir aussteigen. Orlov versucht etwas zu erklären, imitiert ruckartige Bewegungen, Dilja kann nur sagen, das Auto sei irgendwie kaputt, es holpert. Ich verstehe: Die Stoßdämpfer taugen nichts mehr, und neue Stoßdämpfer kriegt man derzeit wohl nirgends. Orlov steht dann noch einen Moment am Wagen, etwas zerstreut und kraftlos. Man kann sich schwer vorstellen, dass er als Institutsleiter irgendjemandem Anweisungen gibt oder gar einen Verweis erteilt. Während er seinen Kofferraum öffnet und etwas zu suchen scheint, stehe ich neben Dilja und muss noch einmal nachfragen: „Sie heißen Dilja? Ist ein seltener Name.“

Darauf sie ganz knapp: „Ist tatarisch.“ (Wahrscheinlich hört sie diese Frage bei jeder ersten Begegnung.) Dann fügt sie etwas freundlicher hinzu: „Eigentlich Dilyara, aber alle sagen nur Dilja.“

Den Rest der Strecke gehen wir zu Fuß und stehen nach Kurzem vor dem ehemaligen Industriegelände – Fabrik Nr. 21 hieß es einmal. Dilja fragt: „Kann man sagen: ‚ein mechanistisches Werk‘?“ – „Na ja – ich verstehe ungefähr, was gemeint ist: Produktion von Maschinen und Geräten, wahrscheinlich schwere Dinger, Lastwagen, Lokomotiven, womöglich Militär.“

Der Zaun, der das Gelände umgibt, ist durchlöchert. Ein großer Teil der Gebäude liegt teils in Schuttbergen, ein paar Mauern stehen noch im letzten Stadium des Verfalls. Birken haben sich auf dem Gelände ausgebreitet, wachsen auch auf den Wegen oder ehemaligen Straßen.

„Sehen Sie hier“ sagt Orlov: „Diese Bäume, alle krank.“ Ich kann zwar nicht Besonderes erkennen, mache aber ein paar Fotos. „Und hier wächst

gar nichts mehr.“ Orlov schiebt mit den Stiefeln ein wenig Schnee zur Seite. „Sehen Sie: nichts, auf der ganzen Fläche nichts“ (oder dort etwas, was Dilja nicht übersetzen kann, vielleicht Flechten).

„Und dann...“, Orlov holt ein paar Fotos aus der Aktentasche, „auf dem ganzen Gelände gibt es viele Mutationen. Wenn Sie im Sommer hier wären, würden Sie es verstehen.“ Er deutet auf das Foto einer Pflanze, die ich nicht kenne. „Sie hat normalerweise solche Blätter (sagt er und zeigt auf das Foto), aber sehen Sie hier, dieses Foto: Sie mutieren, sie verändern sich, den Blättern fehlen zwei Spitzen, an allen Blättern fehlen sie. Oder hier die Früchte: klein und verbogen. Wir beobachten das seit ein paar Jahren. Wir finden auch mutierte Insekten, zum Beispiel mit veränderten Flügeln. Eine ziemlich interessante Sache.“ Angesichts solcher Umweltschäden kommt Orlov schon beinahe ins Schwärmen. Dilja bemüht sich unterdessen mit dem Begriff „Mutation“, unsicher und ein wenig stauend über die fremde Welt und die Begriffe, die sie hier zu übersetzen hat. (Auf Russisch heißt es „mutatsiya“, aber sie weiß eigentlich gar nicht genau, was das ist – und ich weiß es auch nur ungefähr, eine Veränderung eben.)

„Sehen Sie, dort bei den Schuttbergen haben große Hallen gestanden, und große Fässer haben dort gelegen, hunderte oder vielleicht tausende, teils richtige Tanks, von einer Spezialfirma bewacht. Vor ein paar Jahren, vor sieben oder acht, kamen Lastwagen und Bulldozer, haben das Gebäude eingerissen und die Fässer abtransportiert. Aber der Inhalt? Vielleicht haben sie ihn einfach ausgegossen und versickern lassen.“ Orlov erklärt das alles im milden Tonfall eines depressiven oder alkoholabhängigen Mannes.

Als ich wieder nach meiner Kamera greife, schwant mir, dass ich das alles vielleicht gar nicht fotografieren darf. „Ja gut“, sagt Orlov, „es gibt sicher ein paar Leute, denen das nicht gefällt. Aber es gibt auch Reformer, neue Leute in der Regierung, auch in der Regionalverwaltung und in der Stadt. Und natürlich hat die Stadt ein paar Bodenproben verlangt, schließlich sollen hier Leute wohnen und Kinder spielen. „Gut“, haben die Oligarchen gesagt: „Hier sind die Gutachten: Alles längst erledigt, alles völlig harmlos.“

Orlovs zitterige Hand ist etwas ruhiger geworden, während er jetzt auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen kommt, denn die Gutachten, die

von den Oligarchen vorgelegt wurden, müsste man beurteilen können. Entsprechen sie internationalen Standards? Also zum Beispiel: Welche Proben müssen in solchen Fällen entnommen werden? Auf welche Substanzen muss getestet werden? Mit welchen Verfahren? Welchen Grenzwerten? Da wären wir für ein paar Informationen unserer deutschen Kollegen sehr dankbar. Nur ein kleiner Erfahrungsaustausch, das muss doch möglich sein.

Inzwischen sind am Rande des Geländes auf einer Bahnstrecke zwei Lokomotiven aufgetaucht und hinter ihnen im Schrittempo eine endlose Reihe von Güterwaggons – ein nicht enden wollendes Klappern und Rattern. Ich mache ein Foto. Dann auch noch ein Foto von den Krähen, die über dem Gelände kreisen. Ich versuche sie ins Objektiv zu bekommen, möglichst im Anflug auf eine dieser Birken. Da sitzen sie dann mit großem Geschrei auf diesen kahlen Winterbäumen.

Dilja hat unterdessen das Gespräch mit Orlov übernommen. Leichtfüßig steht sie neben diesem müden Mann und wippt ein wenig in den Knien, wahrscheinlich weil ihr kalt ist. Eine jugendliche Figur in Jeans und dunkler Jacke. Ihr Gesicht ist jetzt frei, dabei gar nicht mehr staunend, sondern eher konzentriert. Jetzt ist sie ganz und gar mit allen Sinnen wach und beginnt zu gestikulieren; es sind strenge und knappe Handbewegungen, die sich auf den ganzen Körper übertragen.

Dann, nach einem Moment, wendet sie sich wieder an mich und sagt, es gäbe da ein Problem, das ich kennen müsse: Sie habe Orlov vorgeschlagen, wenn es Dokumente irgendwelcher Bodenproben gibt, dann könne er mir doch ein paar Kopien mitgeben oder direkt an westliche Kollegen schicken, die könnten das ja dann beurteilen. Das Problem aber sei, dass er, Orlov, diese Dokumente eigentlich gar nicht kennen darf. Wenn er sie nun weitergäbe, wäre das womöglich Geheimnisverrat, vielleicht Spionage. Wo fängt das an?

„Huuuh“, sage ich und beginne mich zu fragen, ob Orlovs Darstellung wahr ist oder wenigstens wahrscheinlich. Und wenn sie wahr ist oder wahrscheinlich, wo bin ich dann hineingeraten? – „Gut, dass du nachgefragt hast, ich habe an so was gar nicht gedacht.“

Darauf Dilja mit einer Bemerkung, die auch von Olga hätte stammen können: „Du musst eben ein bisschen vorsichtiger sein.“ (Jetzt ist auch sie ins „Du“ gerutscht).

Wir sind schon ein Stück zum Wagen zurückgegangen, als mir einfällt, Dilja könnte mich von jetzt an jedes Mal begleiten, sie macht das ziemlich gut, redet mit den Leuten, und ich halte mich im Hintergrund. Sie erfährt mehr als ich. Wenn ich mit den Leuten rede, ist es immer so offiziell, und ich weiß auch gar nicht, was ich fragen soll. Aber ihr erzählt man mehr und sie ahnt die Probleme. Ich könnte Olga darum bitten, dass Dilja in Zukunft für mich übersetzt bei irgendwelchen Besuchen oder Besichtigungen. Aber Dilja findet, zuerst seien die anderen Studentinnen an der Reihe, die sollen ja auch ein bisschen Sprachpraxis haben. „Außerdem ist es besser, wenn du nicht darüber redest. Man wird das ganz falsch verstehen.“

An den Lehrstuhl zurückgekommen, fragt Olga nach meinen Eindrücken, unterbricht mich dann aber schnell mit der Bemerkung, sie habe mich ja gewarnt: Von solchen Dingen solle ich besser die Finger lassen.

„Ja, wahrscheinlich hast du recht.“

–

Dienstag, 24.11. Mit der Dozentin Natalja bin ich auf dem Weg zum Markt. Wir kommen wieder an ein paar Straßenverkäuferinnen vorbei, ver mummt en Frauen, die sich an die Hauswände drücken. Auch ein alter Mann steht dort; auf einem Mauervorsprung liegen ein Wecker, ein abgewetztes Messer, ein Kofferradio und verschiedener Alltagskram. Wo auch immer er das herhaben mag, für ein paar Rubel ist es zu haben. Und was verkaufen die Frauen dort drüben? Wollsocken, Briefumschläge, Wäscheklammern, Dosenöffner, Tauchsieder. Manche verkaufen wohl auch ihre persönlichen Schätze: Silberbesteck und Porzellan. Wieviel sie heute schon verkauft haben, lasse ich fragen, aber die Frauen und dann auch Natalja lachen nur.

Im Weitergehen dann die nächste Frage: Wer kauft denn so etwas? Wenn ich zum Beispiel einen Tauchsieder brauchte, wüsste ich ja gar nicht, dass ich hier einen finden kann. – Darauf Natalja, das funktioniere auch etwas anders: Wenn man dringend etwas braucht, geht man ins Geschäft. Aber wenn man ein paar Rubel hat und weiß, dass sie morgen weniger wert sind als heute, dann geht man mit offenen Augen durch die Stadt, ob man vielleicht etwas sieht, was man brauchen kann, solange es so billig ist wie hier bei den Omas („Babuschkas“).

Als wir auf den Markt zusteuern, ist vor einem Wohnblock der Gehweg mit einer Schnur abgesperrt. Auf dem Dach sieht man ein paar Männer stehen. Sie sind angeleint, beugen sich über ein Geländer und rufen etwas auf die Straße herunter, von wo ihnen ein Junge antwortet. Er deutet auf die Schnur, die den Gehweg absperrt, damit ist er jetzt fertig. Der Gehweg ist also gesichert. Und schon platschen ringsherum die Schneeklumpen herunter.

Wenig später, auf dem Rückweg zur Uni, ist der Gehweg dann kniehoch mit Schnee bedeckt, durch den sich die Passanten einen Trampelpfad gebahnt haben.

–

Schon ein paarmal habe ich beim Übersetzen von offiziellen Dokumenten geholfen: Geschäftskorrespondenz zwischen russischen und deutschen Firmen, manchmal auch Unterhaltsforderungen gegen Väter, die sich nach Deutschland abgesetzt haben. Wieso quälen sich die Dozentinnen mit solchen Dingen herum? Ganz einfach: Der Staat hat die finanzielle Unterstützung der Universitäten auf 30 Prozent reduziert. Den Rest müssen sie selbst erwirtschaften. Da sieht dann jeder, wie er zu Geld kommt. Für Mediziner oder Ökonomen kein Problem, die behandeln reiche Leute oder beraten Firmenchefs in Sachen „Marktwirtschaft“. Aber die Deutsch-Dozentinnen? Ab und zu haben sie eine Übersetzung, allerdings viel seltener als die Kollegen vom Englischen Institut. Und manchmal geben sie auch ein bisschen Nachhilfe-Unterricht.

– „Aber wer braucht denn Nachhilfe in Deutsch?“

Daraufhin Olga: Das sei alles ein bisschen kompliziert. Für alle Studienfächer gibt es eine Aufnahmeprüfung, auch für Deutsch. Die notwendige Prüfung wird hier am Institut abgelegt; aber weil viele Studienbewerber die Prüfung nicht so einfach schaffen, brauchen sie vorher Nachhilfe, ein paar Monate.

Da muss ich noch einmal nachhaken: „Ihr gebt Nachhilfe für Schüler, denen ihr dann später die Aufnahmeprüfung abnehmt, damit sie bei euch am Institut einen Studienplatz bekommen? Wenn das ein Mensch erfährt. Das ist ja fast schon Korruption.“

Also Moment mal, so einen Begriff findet Olga nun doch ziemlich übertrieben (weite Augen, hochgereckter Kopf). Seit ein paar Jahren be-

kommen sie alle, das ganze Institut, ein reduziertes Gehalt, und das auch nur unregelmäßig. Falls sie Ersparnisse hatten, sind sie längst aufgebraucht. Sie finanzieren sich also über diese „Nachhilfe“ und die Übersetzungen und andere Nebenjobs. „Der einzige Vorteil, den du als Wissenschaftler hast, ist dein Titel (Dr. oder Kandidat). Wann immer jemand einen Experten braucht oder auch nur den Stempel eines Experten, braucht er dich.“

Außerdem haben sie alle ein kleines Zubrot aus ihren Gärten. Das höre ich in diesen Tagen überall: „Obst und Gemüse sind im Winter ziemlich teuer; wenn wir unseren Garten nicht hätten, wäre alles noch schlimmer.“ Ein ganzes Volk scheint in halbagrarisches Verhältnisse zurückgerutscht zu sein. Für Olga sieht das so aus: Ab Mai ist sie jedes Wochenende im Garten vor der Stadt. Sie fährt möglichst schon am Freitagabend, denn Samstagvormittag sind die Busse überfüllt mit Leuten und ihren Körben und Taschen. „Da kommst du nicht rein in den Bus.“ Und in den Sommerferien bleibt sie zwei Monate lang dort draußen in der Datsche. Sie lacht kurz und bitter: „Das entspricht noch ganz dem sozialistischen Menschenbild, die allseitig entwickelte Persönlichkeit: wochentags deutsche Grammatik und am Wochenende russische Agronomie.“

–

War Olga eigentlich schon mal in Deutschland? – Je nachdem wie man die Frage versteht. In den Sechzigern war sie für ein Jahr in der DDR. Und später für ein paar Besuche. Deutsch war in Russland damals eine wichtige Fremdsprache und gute Übersetzer sehr gefragt. Das Institut war dreimal so groß. „Früher, auch noch vor 10 Jahren, da hatten wir drei Studiengruppen pro Jahrgang, also jedes Jahr 40 oder 50 neue Studenten. Heute kriegen wir nur eine einzige Studiengruppe voll und manchmal nur mit 13 oder 14 Studentinnen. Deutsch hat seine Bedeutung verloren. Mit einem Deutschdiplom verdienst du ja kein Geld wie mit Jura oder Medizin oder auch noch mit Englisch. Deutsch ist eigentlich nur noch was für Mädchen und verbesserte Heiratschancen. Eine Braut mit Hochschulabschluss.“

Dann hat Olga noch eine Frage: Was ich mir für das Fach Deutsch vorstellen könnte an gemeinsamen Projekten. – Na ja, die Praktika in der Stadttouristik könnten jedes Jahr stattfinden, falls sie sich bewähren. Und

dann haben wir (bei uns am Institut) an so etwas wie Tandem-Seminare gedacht: Russische und deutsche Studenten erarbeiten per Email in kleinen Gruppen einen bestimmten Roman, besprechen ihre Eindrücke und Fragen. „Ach ja“, sagt Olga, „so was könnten wir mal probieren; genau: deutsche und russische Studenten im Briefkontakt. Das wäre gut.“

–

Zum ersten Mal alleine einkaufen: In einen Keller hinuntersteigen und nach dem Brotstand Ausschau halten. Zum ersten Mal ungeschützt das Wort „chleb“ aussprechen, ein wenig im Regal hin und her deuten. Dann wird mir das Brot einfach auf den Ladentisch gelegt. Da liegt es. Aber ich kann es doch nicht ohne jede Verpackung zu den Büchern in die Tasche stecken. Ich versuche die Frage anzudeuten, ob es nicht irgendeine Tüte gibt oder eine Art Packpapier. – „Njet.“

–

Als ich ins Hotel komme, sitzt eine unbekannte Frau an der Rezeption. Sie gibt mir den falschen Schlüssel. Dieser hier hat die Nummer 313. Ich schüttele den Kopf, versuche „315“ zu sagen („trista pyatnadsat“), aber mein Russisch klingt offenbar noch ziemlich unverständlich. Die Frau sieht mich ratlos an; dann lasse ich mir ein Blatt Papier geben, notiere die Zahl 315 und verdrehe die Hand zum Zeichen „aufschließen“. Jetzt hat sie verstanden.

–

Mittwoch, 25.11. Inzwischen habe ich fast keine Rubel mehr. „Wo ist denn hier die nächste Bank?“ – „Lena soll mitgehen“, sagt Olga und ruft eine der Studentinnen ins Lehrerzimmer. Das ist also Lena: gut gelauntes Lächeln und lange Locken. Leider werde ich ihre Aura nicht lange genießen können, denn die nächste Wechselstube befindet sich in einer Nebenstraße; ist nur ein kurzer Weg.

Aber sieh an, die Wechselstube hat geschlossen. Merkwürdigerweise hat auch die nächste Bank geschlossen, ohne dass ein Grund zu erkennen wäre. „Passiert das öfter?“ Lena weiß es nicht, mit Banken hat sie eigentlich nie zu tun. – Aber wie kommt sie dann an ihr Konto? – Lena hat kein Konto, allerdings kennt sie ein paar Leute, die früher ein Konto hatten.

Dann sind die entsprechenden Banken Pleite gegangen und das Geld war verloren.

„Wollen wir noch eine andere Bank versuchen?“ fragt Lena, während sie ihre langen Locken süß um ihre Finger ringelt. – Gut versuchen wir es mit der großen Bank am Oktjabrskaya ploshad (Oktoberplatz), die müsste doch geöffnet sein. Eiskrusten und Schneehaufen ausweichend, besprechen wir die Frage, wie es denn möglich ist, ohne ein Konto zu leben. – Nun, das Stipendium wird bar ausgezahlt, weitere Einnahmen hat sie nicht. Auch die Eltern erhalten ihr Gehalt in bar, falls sie es überhaupt erhalten, oder in Naturalien. Miete, Stromrechnungen usw. werden im Postamt eingezahlt, falls man sie bezahlt, was offenbar für kaum jemanden noch in Frage kommt. So ist das also mit einem Konto.

Schließlich stehen wir am Oktyabrskaya mit seiner Eisbahn und den Schlittschuhläufern und einer großen Bank. Sie hat geöffnet, ein Wachmann steht davor und erklärt Lena, wie und wo wir Geld wechseln können. Dort drüben gibt es die Formulare: Name, Adresse, Passnummer, bei Ausländern auch Visa-Nummer. Aber ach, mein Reisepass mit dem Visum liegt noch immer bei Olga, die mich bei der Polizei als Ausländer registrieren lassen musste – „registrirowat“; im Moment habe ich nur meinen Personalausweis. Also heute wird es nichts mit dem Geldwechseln.

Auf dem Rückweg gehen wir schweigend nebeneinander her, wundern uns wohl beide ein wenig. Ich: über das Verhältnis der Russen zu einem Bankkonto. Sie: über einen Ausländer, der ohne Pass und Visum 100 DM wechseln will.

–

Olga hat mit ein paar Teilnehmerinnen meiner Seminare gesprochen, und deren Rückmeldung ist leider etwas deprimierend: Obwohl ich inzwischen viel Zeit darauf verwende, unbekannte Wort zu erklären und das Verständnis einzelner Szenen zu sichern, bleibt die Rückmeldung: Man lernt so wenig. Die Teilnehmerinnen haben keine Infos, die sie mitschreiben können. Da sitzen sie und warten auf die entscheidenden Sätze (so etwas wie: „Kleist kritisiert religiösen Fanatismus“). Stattdessen stelle ich Fragen und versuche, sie ins Gespräch zu ziehen. Aber sie wollen kein Gespräch. Sie verstehen nicht, wozu das nutzen soll. Der Dozent ist doch derjenige, der sein Wissen weitergibt. Und sie befürchten auch, dass ich

sie ins Gespräch locke, nur um ihnen dann eine Fehlinterpretation nachzuweisen.

Überraschenderweise fügt Olga noch hinzu: Die Studentinnen seien es auch nicht gewohnt, dass ich sie so direkt ansehe. Sie fühlen sich gedrängt und können sich dann schon gar nicht mehr konzentrieren. (Und eigentlich ist Olga gebeten worden, mir das gar nicht weiterzusagen. Aber für Olga passt diese Rückmeldung natürlich ins Konzept; sie findet ja auch: Ich solle erklären, vermitteln, kurz und bündig und ohne lange Diskussion.)

Zuerst denke ich: Das sind doch zwei verschiedene Probleme: dass mein Seminar eher auf Diskussionen orientiert ist (eine eigene Meinung bilden) und mein „direkter Blick“. Später fällt mir ein: Natürlich, wenn ich nur Infos geben würde, hätte ich wohl einen abwesenden Blick, würde niemanden wahrnehmen, einfach nur meine Stichworte abspulen. Aber je mehr ich nach den Eindrücken der Studentinnen frage, desto direkter sehe ich sie an, und sie fühlen sich unwohl.

Das Problem ist: Ich versuche Autorität abzubauen (der Dozent als ganz normaler Mensch). Aber dem misstrauen sie – oder es macht sie ratlos, „was will er denn eigentlich“? Abgesehen davon habe ich nicht den Eindruck, dass Böll oder Wolf oder Kleist sie interessiert oder berührt. Ist ja alles ziemlich weit weg. Das wäre eine bittere Erkenntnis für die Literaturwissenschaft: dass Literatur vielleicht am wenigsten geeignet ist, Verständnis zwischen den Völkern zu schaffen. Der Grammatikunterricht und die Landeskunde laufen jedenfalls viel einfacher: klare Infos meinerseits, ein paar Nachfragen ihrerseits und dann eine kleine Übung: „Formulieren Sie diese Sätze bitte im Präteritum.“

–

Erfreulich an diesem Tag: Nachmittags taucht ein Mischa am Lehrstuhl auf, Mikail Petrov. Er arbeitet in der Stadtverwaltung, von wo man ihn schickt, weil er Englisch spricht und mir ein wenig behilflich sein kann. Man erinnert sich, dass ich gerne wandern gehe. Nun, Wanderungen sind jetzt im Winter unmöglich – oder eben: Skiwanderungen. Mischa ist ein guter Langläufer und kann mich gerne auf ein paar Touren begleiten.

Aber ach, ich fahre eigentlich nur selten Ski. Als Kind bin ich öfter Ski gefahren, zuhause, einen Hügel hinunter, falls mal für ein paar Tage

Schnee lag. Mischa steht da und weiß nicht, was meine Antwort bedeuten soll: Heißt das „ja“ oder „nein“? Olga jedenfalls wiegt sorgenvoll den Kopf; aber Margarita (ausgerechnet die eher schweigsame Margarita) sagt: „Also hör mal, Ski fahren ist doch kein Kunststück.“ Sie selbst fährt mit ihren 72 Jahren noch so ziemlich jeden Tag ne kleine Runde. Und Stiefel und Skier kann Olga doch besorgen (aha, so ist also das Verhältnis zwischen den beiden: Margarita schlägt vor, und Olga erledigt die Aufgaben). „Gut, dann fährst du am Wochenende mit Mischa raus, brauchst ja mal ein bisschen Abwechslung. Welche Schuhgröße?“ Für Mischa wird dann noch alles übersetzt, so dass er lächeln und sich verabschieden kann. Er ist etwas kleiner als ich, auch schlanker und deutlich jünger – sagen wir 30 Jahre alt. Stoppelhaarschnitt, wie ziemlich viele Männer hier. Am Wochenende ist also für eine Abwechslung gesorgt. Raus aus der Stadt, nach fast einem Monat zum ersten Mal.

–

Olga fragt, ob ich mit meinem Hotelzimmer zufrieden bin. – Im Prinzip ja. Aber die Matratze ist ziemlich weich, etwas durchgelegen, man spürt ein paar Sprungfedern. Olga lacht und streicht mir über den Kopf (Olga, das mütterliche Wesen). Das sieht sie ein, dieses Problem muss gelöst werden. Eine durchgelegene Matratze, so was ist unmöglich für einen Deutschen. Sie sucht nach einer Redewendung, die sie einmal gehört hat: „irgendwas mit einer Prinzessin“. – „Klar, die Prinzessin auf der Erbse.“

Dann lacht sie wieder und schüttelt ihre schwarzen Haare: „Wenigstens lernen wir die deutsche Sprache jetzt mal ganz nah am Alltag.“ Sie wird also im Hotel anrufen und um eine andere Matratze bitten. Oder vielleicht ein besserer Vorschlag: Ich könnte auch in eine Privatwohnung umziehen. Es ist die Wohnung von Nataljas Mutter. Sie kommt nicht mehr allein zurecht und ist jetzt zu Natalja gezogen. Ihre Wohnung wird derzeit geräumt, die kann ich mieten, wird nicht viel kosten. Zum ersten Dezember könnte ich dort einziehen. Da habe ich mehr Platz und habe vor allem eine Küche, kann auch mal was kochen, muss nicht jeden Abend Wurstbrot essen.

„Gute Idee.“

Und dann hat Olga noch eine andere Frage: Ob ich Ballett mag.

– „Eigentlich nicht besonders.“

– „Schade.“ Sie hätte fürs Wochenende vielleicht zwei Karten besorgen können.

–

Ich bin auf dem Weg zum Hotel, als neben einem Restaurant zwei Geländewagen vorfahren und den Gehweg versperren (zwei verspiegelte GM „Hummer“). Ich baue mich vor einem Wagen auf und mache ein empörtes Gesicht, aber da habe ich mich schwer getäuscht: Schon steigen ein paar robuste Männer heraus, schubsen mich zur Seite und öffnen eine Wagentür. Ein Mann in elegantem Anzug steigt aus, lässt sich bedienen und bewachen wie ein Gouverneur, ist aber wohl nur ein „Nowyje russkije“. Das habe ich inzwischen gelernt: Die Neuen Russen, das sind die Männer mit den dicken Autos und den schlanken Frauen, den dubiosen Geschäften und den guten Beziehungen in die Politik und die Justiz.

–

Donnerstag, 26. November. Als ich die Uni betrete, fallen mir ein paar Jungs auf, die sich eilig abwenden und nach hinten in einen Flur verschwinden. Sie gleichen den Jungs, die man draußen betteln sieht. Weiter hinten im Flur erkenne ich zwischen drei Frauen eine Dozentin: Frau Tschitschewskaja, Leiterin des pädagogischen Instituts. Sie bemerkt offenbar, dass ich mich über die Jungs dort wundere, kommt näher, grüßt mich, fragt etwas, was ich nicht verstehe, obwohl es Englisch ist. Ich nicke unbestimmt und finde keinen Anfang für weitere Fragen. Sie erklärt dann aber von sich aus, offiziell dürften die Jungs hier nicht ins Gebäude herein, aber das Institut hält ihnen den Hintereingang offen. Die anderen Institute wissen davon, auch die Wachleute wissen es, alle wissen es, aber sehen lieber darüber hinweg.

„Und was machen sie hier, die Jungs?“ – „Das kann ich Ihnen zeigen, kommen Sie mal.“ Wir betreten ein Büro, dann einen Nebenraum, es ist eigentlich nur eine große Küche. Tische, Stühle, Regale und ein Kühlschrank stammen vermutlich aus Restbeständen aufgelöster Wohnungen. Ein Student steht dort und ordnet etwas in den Regalen. Frau Tschitschewskaja erklärt, hier sei eine Art Kontaktstelle eingerichtet worden für diese Jungs, die sich manchmal Lebensmittel holen oder Kleidung. Eigentlich wäre die Stadtverwaltung zuständig, aber die machen nichts. Ein

paar freiwillige Helfer versuchen deshalb, hier mit den Jungs ins Gespräch zu kommen, was allerdings beinahe unmöglich ist, weil sie kein Vertrauen haben. Sie sind psychisch ziemlich schwierig, tauchen auf, holen sich ein paar Sachen, verschwinden wieder.

– „Und wo leben sie? Wo schlafen sie? „

– „In alten Industriegebäuden, auf Dachböden, in der Kanalisation.“

– „In der Kanalisation?“

– „Das ist der wärmste Platz in der Stadt, in den Schächten, in denen die Rohre der Fernwärme verlaufen.“

Während ich meine Gedanken sortiere, steht sie etwas steif vor mir, lauernd und sehr wach, eine kräftige Frau mit rundem Gesicht und regloser Miene. Sie selbst habe damit wenig zu tun (sagt sie), stelle nur den Raum zur Verfügung; ich könne in den nächsten Tagen aber gerne mal vorbeikommen und mit den Helfern sprechen, meist Freiwillige oder Pädagogik-Studenten, am besten nach 16:00. Das wäre doch auch vielleicht ein interessantes Thema für deutsche Studenten in einem Besuchsprogramm.

Oben am Lehrstuhl, reagiert Olga so, wie ich befürchtet habe: „Ach du leichtsinniger Mensch, was hast du denn jetzt auch noch mit Straßenkindern zu tun?“

– „Ich hab nur zufällig Frau Tschitschewskaja getroffen.“

Olga steht an ihrem Platz und verzieht die Mundwinkel. Ich dagegen finde, das wäre doch tatsächlich ein interessantes Thema für ein gemeinsames Projekt: „Erfahrungsaustausch von russischen und deutschen Streetworkern.“ Aber Olga hält das für eine schlechte Idee: Straßenkinder sind ein heikles Thema. Und überhaupt scheine ich mich eher für die negativen Seiten Russlands zu interessieren, die Bodenproben zum Beispiel, das Dunkle, die Probleme, „aber wir haben doch auch die Natur und die Literatur und die Musik“.

Aha, ich verstehe, das ist jetzt also schon Lektion Nummer zwei: ‚Dunkle Themen‘ sind für Projekte nicht geeignet. Und während Olga missmutig einen Papierstapel hin und her schiebt, kann ich meinen Ärger leider nicht ganz unterdrücken. „Gut“, sage ich, „vergessen wir all das Übel in der Welt und gehen wir am Wochenende ins Ballett.“

–